

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922

2.7.1922 (No. 27)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 27



2. Juli 1922

Karl Preisendanz /

Johannes Neuchlin.

Verschleiert bis zur Blindheit lag das Antlitz deutscher Geisteswissenschaft und Bildung unterm Tuhwabohu mönchlicher Scholasterei, bis zwei die Dämonen der Finsternis anpакten und dem Gesicht sein Licht wiederbrachten: Germaniens beide Augen hat sie Ulrich von Hutten genannt, Johann Neuchlin und Desiderius Erasmus. Nach Zeit, Persönlichkeit und Schicksalen muß der Rotterdamer dem aus Pforzheim den Vortritt lassen. Sei er auch sonst die bekanntere Gelehrtengestalt. Der Allgemeinheit bedeuten sie beide nicht viel weiter als große Namen. Denn ihr Wirken wandte sich noch nicht ans Volk unmittelbar, galt nur der lateinischen Welt; und an ihr gab es vorderhand genug zu reformieren, übergenuß. Wie sinnlos der ganze verknöcherte Lateinkultus: drang man doch nicht zu seinen Bildungsquellen vor, wußte man doch nichts vom Griechentum. Diese Wissenschaft brachte ihren Besitzern längst keine Kultur mehr, nur Borniertheit. Da hat einer der ersten, Neuchlin, Wandel geschaffen. Kaum mit bewußter Absicht, reformatorisch aufzutreten. Sonst hätte er, Broterwerb hin oder her, nicht von Berufswegen sich aufs Zus geworfen, wäre weit lieber bei seiner Lieblingsarbeit geblieben. Aber darüber wissen wir zu wenig Sicheres. Der alte Neuchlin, Stiftsverwalter der Pforzheimer Dominikaner, drang wohl auf ein nährreiches Handwerk, und wie mit Liebe an der Vaterstadt hing der junge gewiß auch mit Respekt an Elternhaus und -willen. Die Grundlage seiner wissenschaftlichen Bildung (sie hielt sich zunächst in üblichen Grenzen) hat dem Fünfzehnjährigen Freiburg (1470) gegeben. Aber Fürsten haben in Neuchlins Leben immer Schicksal gespielt. Viel Ehre für den heimgelehrten Lateinstudiosen, daß seine Stimme im Chorus von St. Michael Serenissimo gefiel, daß man ihn zu Hof zog und mit einem Prinzen nach Paris schickte. Musik hat ihn nie verlassen: noch dem alten Mann half das Lied zur Laute den Jammer elender Stunden im Jngolstädter Exil betäuben . . . Paris! Weltstadt der Dreimalhunderttausend, Metropolis europäischer Wissenschaft, Stätte grausamer Entscheidungsschlachten von triumphierendem Realismus und eingelehrtem Nominalismus, Residenz berühmtester Kathederweisen! Da wurde Welt erlebt, Berlehr gelernt, der Pforzheimer Bürgerhorizont geweitet. Und bei Johannes a Lapide, dem großen Landsmann aus Stein, Grammatik studiert, Rhetorik, Logik in andern Hörsälen, und zu den hübschen scholastischen Gelehrsamkeiten kam dann in den Semestern Basel, Orleans und Poitiers trodene Juristerei und übliche Ehrenleiter akademischer Würden. Womit der

Licentiat und Doktor der Rechte Johannes Neuchlin als namenloser Anwalt oder Richter ruhig hätte sterben können. Aber innerlich ließ ihn der ganze Kram kalt. Anderes zog ihn magnetisch an: das Germanien noch fremde Griechentum. Oder wahrer, sein Werkzeug, die Hellenensprache. Gegen alles Herkommen warf er sich unter Vorbildern guten Namens so ernstlich aufs neue Studium, daß er es bald selbst meisterte. Unter größtem Zulauf las er in Basel Griechisch, überzeugt von seiner „Unentbehrlichkeit zur feineren Bildung; denn es führt zur aristotelischen Philosophie zurück, und sie kann erst fassen, wer die Sprache beherrscht; so gewann ich alle, die von altmodischer Scholastik nicht verdorben, nach reiner Erkenntnis verlangten; sie strömten mir zu, ließen die Spielereien der anderen. Aber da erbosteten sich die alten vertrockneten Pedanten, sagten: mein Kolleg sei fern von römischer Frömmigkeit, verpönt sei der Unterricht in den Lehren legerischer Griechen . . .“ So Neuchlins Erinnern ein Menschenalter später. Der schroffe Gegensatz zu den antiquierten Scholastern hat ihm, dem Allzumodernen, Basel vererbt. Aber um so eifriger wurde in Paris bei dem Spartaner Hermonymos Hellenisch weiterstudiert; in Orleans entstand eine griechische Grammatik für Kolleg und Unterricht. Neuchlins erste literarische Arbeit war ein 1475 anonym erschienenenes lateinisches Vokabular! Der Humanismus dämmerte erst heraus. Noch gab es wilden Wald zu roden, eh' sich das Haus auf sauberem Boden erhob. Neuchlin brach der neuen Kultur Bahn, schuf ihr Heimatrechte, andere bauten sie aus. Er hat auch dabei sein gut Teil geleistet; die vielen Uebersetzungen ins Latein und Deutsch, gedruckt und ungedruckt, aus Prosa und Poesie, aus klassischer und nachklassischer Zeit, sie beweisen, wie intensiv er sich für Verbreitung griechischen Geistesgutes in der deutschen Gelehrtenrepublik eingesetzt hat. Alles, was heute der Sebling einer humanistischen Tertia von Aussprache und Akzentlehre, von Deklination und Konjugation in unbezweifelten Tatsachen erfährt, mußte damals vom Gelehrten in mühseliger Arbeit Schritt für Schritt erst erkannt, erobert werden. Um so größer der Genuß: Homer und die ganze griechische Literatur, in ihr das Neue Testament ohne das Medium verwitternden Lateins unmittelbar aus der Quelle zu schöpfen, war Fund, schuf Entdeckerseligkeit. Das Warnen der scholastischen Dunkelänner: „Griechisch — das liest man nicht!“ es versing nicht mehr beim glühenden, fiebernden Suchen der Modernen nach den wahren Schätzen der Alten. Dieses Suchen hat Neuchlin nie verlassen. Zu selbständigen Wer-

ten über griechische Literatur blieb keine Zeit. Vernachlässigt hat er sie nie. Ende seines Lebens noch hat er über Aristophanes gelesen, Xenophon u. a. herausgegeben. Er wußte diesen Weinberg in guter Gut und wandte sich völligem Neuland zu. Das alles in dienstfreien Stunden. Denn seit 1481 war's vorbei mit den Wanderjahren: er hatte sich an der Universität Tübingen als Dozent niedergelassen. Aber wieder lenkte Fürstenhand: Eberhard im Bart berief ihn als Dolmetscher und Redner für seine italienische Reise; so sah sich Reuchlin Frühjahr 1482 unverhofft im Süden. Großes Erleben schenken Florenz und Rom auch einem, der Paris kennt, und gewiß haben die Bücher- und Handschriftenreiche dieser Städte den Gelehrten in Reuchlin beseligt! Viel angeschafft hat er aber aus Mangel an Zeit und Mitteln damals nicht: erst später machen sich seine Bitten an Freunde in Italien bemerkbar, ihm griechische und hebräische Literatur anzukaufen. 1491, im Jahr, wo er vergeblich nach Tias und Altem Testament im Urtext sucht, schreibt ihm einer von drunten: „Frtum! In Italien findet man Bücher nicht so dicht, wie du denkst; und zudem hamstert das alles Lorenzo di Medici zusammen.“ Aber dann (1492) erhielt er die ersehnte Bibel: nicht aus dem Süden, doch von Friedrich III. Ein Geschenk, das mehr wog als der gleichzeitig verliehene Grafentitel mit Zubehör an Wappen und Rechten. Jetzt liegt der Kolossalband als erste Nummer des Reuchlinischen Handschriftenrestes in der Karlsruher Landesbibliothek. Eine große Zahl hebräischer Bücher hat Reuchlin aus seiner letzten Romreise 1498 mit teurem Geld erworben; so die wertvollste seiner Handschriften, den Prophetenkodez vom Jahr 1105, Bibellkommentare und eine Grammatik, alles Werke, die für den Begründer der hebräischen Studien in Deutschland unersehbaren Wert besaßen. Möchte Philipp Melanchthon später, als ihm des Großvaters wissenschaftliches Erbe doch entging, abfällig über diese Schätze urteilen!

Auch nach der Heimkehr kam für Reuchlin die Gelehrtenlaufbahn als Beruf nicht mehr in Frage: Eberhard zog seinen geschickten Dolmetsch als Rat und Beisitzer des Hofgerichts zu sich nach Stuttgart, und so füllte juristische und diplomatische Praxis seine Tage. Gesandtschaftsreisen zu Kaiser und Papst, in Städte und an Fürstenhöfe, auf Reichstage, das Hofleben in seiner ganzen Unrast, sie lieferten reichen Wechsel des Erlebens- und Erkenntnis von Menschen und Dingen, dazu eine Fülle anregender Freundschaften in allen Kreisen vornehmer und gelehrter Welt. Aber der Glanz dieses Lebens, Ehre und Anerkennung ließen ihn kühl; bescheiden blieb er, frei von eitlen Ueberschätzen des eigenen Wertes. Er war, wie das neben seinen Briefen eine Charakteristik des Schwehingers Johann Hiltibrant im Vorpruch der „Episteln berühmter Männer“ beweist: „milde und gütige Natur, edle Erscheinung, vornehm, ja senatorenhaft würdig in seiner ganzen Persönlichkeit.“ Schade, daß von ihm offenbar kein einziges echtes Bild auf uns kam; alles was im Lauf dieser vier Jahrhunderte als sein „Porträt“ umging, beruht auf primitiver oder belustigend-frecher Fälschung: so geht nach Eberhard Gotheins Nachweis der Münchener Bavaria-Reuchlin auf das nachträglich mit Stoppelbart versehene Zigeunerweib Rembrandts zurück! Er hat keinen Dürer gefunden wie Erasmus. Und doch hätte er, seinem Wert nach, solchen Bildner ebenso sehr verdient.*) Nicht erst sein Streit mit den Kölner Dominikanern hat ihn zur europäischen Berühmtheit gemacht: wer sich damals wie er aus der üblichen teutschen Barbarei zur Erkenntnis dreier alten, zweier lebenden Sprachen aufrang, galt der Mitwelt als „Wunderzeichen“ schlechthin, stand höher als der wohlredende Cicero. Reuchlin hat ein für unser Empfinden rauhes schwäbisches Deutsch, aber umso reineres, gebildeteres Latein geschrieben, hat dem Griechischen zu weitem Ansehen verholfen. Eine Tat für jene Zeit: noch um 1500 konnte sich trotz kaiserlichem Eingreifen sein Bruder Dionysius als Graezist unter den Dunkelmännern der Heidelberger Univer-

*) Vergl. unten die Anmerkung zum angeblichen Reuchlinbild und Behringers Notiz zur Florabheimer Medaille.

stät nicht halten! Das Studium des Neuen Testaments in der Ursprache mußte zum nächsten Schluß führen: auch fürs Erforschen des Alten reicht Besitz lateinischer Uebersetzung nicht aus: „Wer könnte, und wär' er eine Säule der Kirche, die heiligen Schriften erklären ohne Hebräisch und Griechisch? Lächerlich würde der Mann!“ Zum Erlernen des Hebräischen, der unbekannt, verachteten Sprache, hat Reuchlin die Liebe wissenschaftlicher Wahrheit hingezwungen; denn sie verehrte er, nach eigenem Bekennen, wie Gott selbst. Mit größter Mühe hat er sich, ein Bierziger, beim Fehlen der nötigsten Hilfsmittel in die hebräischen Elemente eingearbeitet; erst spät fanden sich richtige Lehrer im Kaiserlichen Leibarzt Jakob ben Loans (1492) und noch später im römischen Gelehrten Obadja Sforzo. Aber ihr Unterricht brachte ihn soweit, daß er 1506 als Frucht seiner Studien die bahnbrechende, lateinisch geschriebene „Vorschule des Hebräischen“ veröffentlichte, einen ersten Versuch, die „hebräische Wahrheit“ auch dem nichtjüdischen Sprachforscher zu vermitteln. Noch geht diese neue Wissenschaft in Kinderschuhen, noch tappt sie oft im Irren, aber Luthers Uebersetzerwert, die hebräischen Studien aller Späteren ruhen auf Reuchlins kühnem Vorstoß. Volle Anerkennung fand er freilich zunächst noch nicht. In vier Jahren wurden nur 250 Exemplare abgesetzt; die humanistischen Freunde bestaunten Reuchlins sprachwissenschaftliche Erfolge auf dem unbebauten Feld, aber seiner besondern Leidenschaft folgten nur wenige: denn er, sonst so klarer Gelehrter, glaubte zu den Quellen der Kabbalah, jener mystischen Geheimphilosophie aus dem Orient, mit der Kenntnis des Hebräischen und seiner heiligen, von Gott geoffenbarten Worte und Namen vorgebrungen zu sein. Nurgelehrte und Verstandesmenschen wie Erasmus mußten über diese „jüdischen Liebhabereien“ mit ihren uferlosen Buchstaben- und Zahlenspielerien die nüchternen Köpfe schütteln; und in solcher Bahn bewegen sich Reuchlins mystische Schriften „Vom wunderkräftigen Wort“ (1494) und „Von kabbalistischer Kunst“ (1517) ganz besonders. Den unaussprechlichen Gottesnamen, das Gottheit und Welt einigende Tetragrammaton IHVH, macht erst aussprechlich der wunderbarste aller Namen, Jesus IHSVH: er wirkt wie das Kreuzeswort Wunder und Erlösung. Mit dieser Liebe zur Mystik, zum Okkulten, stand Reuchlin, wissenschaftlich ein unbewußter Vorarbeiter der Reformatoren, noch ganz im „alten Weg“; schon sie läßt Schlüsse zu auf sein religiöses Gefühlleben; es mußte ihn hindern, auf die Seite der kirchlichen Neuerer zu treten. Der Ausgang des Prozesses mit den Kölnern hätte manchen anderen der Reformation zugetrieben; wenn Reuchlin nach wie vor beim alten Glauben blieb, so leitete ihn neben einer offenbaren seelischen Müdigkeit vor allem seine Ueberzeugung; aus ihr heraus kann er auch einmal einen priesterlichen Freund an sein Versprechen mahnen, für ihn zu beten.

In diese eigentümlichen, nie aufgegebenen Studien wie in sein äußeres Leben haben drei programmwidrige Heidelberger Jahre eine heitere Folge überraschungsfroher Intermezzi hineingespielt. Eine Musik, wie sie ihm vorher und nachher nicht gelungen hat. Freilich der Wind, der ihn nach der Pfalz wehte, blies anfangs nicht gerade lind: nach dem Tod Eberhards im Bart (Februar 1498) wählte Reuchlin unter dem Druck politischer Gefahr Flucht statt sicheren Rückers. Vom Augustiner Holzinger und seinem Gönner, dem jüngeren Eberhard, stand das schlimmste für ihn zu erwarten. Um so wärmer die Aufnahme bei seinem Heidelberger Freund, Bischof Johann von Dalburg, beim Kurfürsten Philipp, bei der ganzen rheinischen literarischen Sodalität. Lauter honette Nummern der Gesellschaft spielten da die frohen Musikanten von Wissenschaft und Leben; bei ihren Sitzungen hodte man nicht trocken: über allem ernsthaften Studio blieben dem Trio Wein, Weib und Gesang seine Rechte unverkürzt, und dem Verbannten wandelte sich im frohgemuten Kreis gelehrter Gesellen das Exil in Zeit heiterster Laune. Beim Kommilitonen Johann Wader, latine Vigilius, Doktor beider Rechte, und mit der „Säule unseres

Glaubens", dem Schlettstädter Theologo Jacobus, wird oft in tiefe Nacht der famose süße Neue, der "Goldgelbe" oder "Gänzfüßler", ausgiebig geprobt, gelobt, geschluckt. Nicht ohne Wirkung: denn morgens beim Auseinandergehen kann es passieren, daß Neuchlin im Dufel die Kleider des Gastgebers mit den eigenen verwechselt. Und auf jenem denkwürdigen Ausflug des Humanistenschwarms zum büchereichen Abt Trithemius von Sponheim, Johanni 1496, beschäftigt sich der edle Heinrich von Bünauf dem Schiff Dalburgs allzu handgreiflich mit den Reizen zweier üppigen Moselschifferinnen: zum Neid der Mitfahrenden. Auf der Stelle improvisiert Neuchlin ein scherzhaftes Rüge-Epigramm auf den glücklichen Schwereuöter, das zeigt, wie sehr sich der Dichter auch auf diesem Gebiet des Menschlichen auskennt! . . . Alles, vom Kurfürsten bis zum humanistisch begeisterten Studiosen "modernen Wegs", kam dem Flüchtling entgegen; lehute ihn auch die pfäffische Philologentaste der Universität als Kollegen ab, ihm genügte die freie Stellung als "oberster Buchmeister" der Prinzen, als Bibliothekarius und Sekretarius des Kurfürsten vollauf, Aemter, die dem Bund Wissenschaft und Geselligkeit, Raum und Muße boten. Nie wieder lebte sich's für Neuchlin so leicht. Aus solcher Stimmung entstanden wie Ruhepunkte in der Arbeit des Gelehrten und Juristen seine beiden lateinischen Komödien. Erst der "Sergius": eine Satire mit Ausfällen und Spitzeln gegen den Reliquienwindel und gegen den Stuttgarter Feind in so deutlicher Persiflage, daß Dalburg einer Aufführung widerriet. Aber dafür ließ Neuchlin eine zweite Lustspielprobe los: "Vorübungen fürs Theater" hat er sie betitelt, "Henno" nannte Hans Sachs seine deutsche Bearbeitung dieser Bauernkomödie nach einer der männlichen Hauptpersonen. Der Stoff ist nicht Neuchlins Fund; er war schon bekannt aus französischer und schweizerischer Vorlage. Aber manche Zutaten und vor allem die an Terenz sich lehrende Form kommen auf seine Rechnung: er hat damit die rohen Versuche früherer und gleichzeitiger Scherzspielendichterlinge in der Kunst dramatischen Aufbaus wesentlich übertroffen, und so konnten ihn seine Bewunderer ohne allzugroße Uebertreibung als Wiedererwecker des kunstgerechten Lustspiels besingen. Im Dalburgschen Haus erlebte der "Henno", von Heidelberger Studiosen gemimt, am letzten Januar 1497 seine fröhliche, erfolgreiche Urständ. Auf lange hinaus wirkte dieses szenische Gelegenheitswerk ins weite: oft wurde es nachgedruckt, aufgeführt — auch Melanchthon spielte es mit Franz Friedlieb aus Ettlingen u. a. Schulfreunden in Pforzheim (1508) Neuchlin vor — gelehrt kommentiert und seines guten Lateins wegen gar in den Schulen traktiert. Ins Volk brachte es freilich erst Hans Sachs' wirksame Verdeutschung*) als Fastnachtsspiel (1531). Auf diese zwei Komödien hat sich, neben einer Anzahl lateinischer Epigramme, die Poeterei Neuchlins beschränkt. Nicht in ihr lag seine Stärke. Er hat weniger aus künstlerischem Bedürfnis gedichtet als dem Humanistenbrauch zu Gefallen, und das nur, wenn die Zeit es gestattete, wie in Heidelberg. Leichter Scherz ist ihm dabei am besten geraten. Viel Schönes (darunter nicht zuletzt eine dritte Italienreise in kurfürstlichem Auftrag) hat ihm die Pfälzer Periode wider alles Vermuten gebracht, und sein Scheiden, die Rückkehr nach Stuttgart (1499), wurde dem Freundeskreis schwer. Kurfürst und Bischof mühen sich, den schmerzlich Vermißten dauernd oder doch für ein weiteres Semester zurückzugewinnen. Dalburg schickt eine gute Weinfuhre an Frau Neuchlin, um neuen Urlaub für Johannes zu erhalten. Ohne Erfolg. Schon lebte er im neuen Arbeitsfeld: er wirkte lange Jahre als schwäbischer Bundesrichter, Anwalt des Dominikanerordens, Rat des Herzogs, floh gelegentlich vor der Pest ins Kloster Denkendorf, zog sich auch einmal sogar ohne Bibliothek auf sein Gut zurück, um im Landbau der Gesundheit zu leben, und

entschloß sich 1512, alles öffentliche Ämten aufzugeben und nur noch wissenschaftlich zu arbeiten.

Aber aus der ersehnten Ruhe wurde nichts. Denn schon in ihre Anfänge plakte eine erbitterte Fehde geringen Umfangs, doch rasch ungeahnten Umfangs! Neuchlins fachliches Gutachten zum Schutz hebräischer, besonders talmudischer Literatur hatte die radikalen Vernichtungspläne des getauften Juden Pfefferkorn durchquert; bald entflammte von hüten und drüben scharfer Kampf; und schon erwuchs aus der literarischen Affäre eine kirchliche, als die zensurenmäßigen Kölnner Dominikaner mit ihrem Inquisitor Jakob Hoogstraten in Neuchlins deutschem "Augenspiel" (1511) Repereien rochen und die Schrift verbrannten. Hin und her wogte der verwickelte Krieg, voll Wechselglücks, bis nach ursprünglicher Verurteilung des Gegners (1514) Neuchlin doch unterlag (1520): Rom fürchtete seine Sache als verkappte Helferin der Reformation — wie grundlos, zeigt sein Festhalten an der Kirche trotz dieser "Tragödie", wie Erasmus später den Prozeß nannte. Das päpstliche Urteil schlug der allgemeinen Stimmung ins Gesicht; denn das ganze Heer der Humanisten hatte sich längst für ihren Vorkämpfer entschieden: Neuchlins Sammlung "Briefe berühmter Männer", Bruchstück einer unschätzbaren wissenschaftlichen Korrespondenz, zeigte ohne Polemik sachlich und klar, daß die Besten des In- und Auslandes zu seinen Freunden zählten. Da brauchten die Dominikaner für Spott nicht erst zu sorgen: den lieferten seit 1515 zur Genüge die Verfasser der "Dunkelmännerbriefe"; sie gossen die ägende Lauge ihrer Satire, ihres Hohns über die bodenlose Un- und Einbildung, über die stiltliche Verkommenheit und Heuchelei der feindlichen Mönche und anderer "Obsturen" in so exquisitem Klosterkichenlatein, daß es im ganzen Gelehrtenstaat hallte von befreiendem Gelächter. Aber auch dieses Kampfmittel artete aus, als man den Bogen überspannte und in plumpe Uebertreibungen verfiel: die waren Männern des gesunden Geschmacks wie Luther, Erasmus nicht zu Dank geschrieben. Auch Neuchlin nicht: ihn hatte das Hin und Her des endlosen Prozesses seelisch aufgerieben; seine elastische Widerstandskraft war gebrochen. Resigniert wich er nach dem Urteil vor der enttäuschenden Welt zurück. Die konnte ihm auch so nicht mehr gefallen: schwer litt er unter den politischen Mißständen in enger und weiter Heimat. Pest und Krieg scheuchte ihn aus Stuttgart; zu Ingolstadt fand er, verstimmt, verarmt, ein Asyl: unter ungünstigen Verhältnissen, ohne Lehrmittel las "der Alte" vor großem Auditorium über Aristophanes, kaum sehr humorvoll, und dozierte hebräische Grammatik, um knapp nach einem Jahr wieder der Pest zu weichen! In Tübingen, wo er vier Jahrzehnte zuvor die akademische Bahn betreten wollte, schloß sich, sonderbarer Kreislauf der Geschichte, unerwartet rasch sein humanistisches Wirken: schon nach einem Semester packt ihn das Gelbfieber, sein altböser Feind, aufs neue; Bad Liebenzell und Schwarzwald versagen diesmal: "zu Haus, in Stuttgart", sagt Melanchthon, hat es ihn gefällt, am 30. Juni 1522. Eine Basler Handschrift meldet über ihn das letzte: nicht bei den Dominikanern ließ er sich begraben, sondern "nach ihrer Treulosigkeit in der Vorstadt beim heil. Leonhardus neben seiner Frau". Das Sterben kann dem lebensmüden Vereinsamten nicht schwer gefallen sein: mit der Empfehlung seines Großneffen Philippus nach Wittenberg hatte er seine letzte Hoffnung verschenkt, ahnungslos, wie er selbst mit dieser Gabe den Lutherglauben stärken sollte. Zu neuem großem Werk fehlte ihm die Kraft: das hatten die Dunkel männer auf dem Gewissen. Aber sein Lebensziel war erreicht: in das Dunkel der deutschen Wissenschaft hat sein scharfer Geist helles Licht geworfen, er hat die Theologie zu ihren Quellen geführt, hat durch unermüdete zielbewusste Gelehrtenarbeit die Kenntnis vom Hellenentum bei uns eingebürgert und verbreitet, den humanistischen Studien in Deutschland ein erster Bahnbrecher und Wegzeiger. Sein Leben hat die Herrschaft der Dunkel männer überwunden.

*) Von mir in den "Selbsten Büchern" Desterinas, Neuch & Itta, Bd. 11, (Konstanz 1922), mit dem lateinischen Text neu herausgegeben, mit Nachwort von K. Voll.

Karl Hofmann / Johannes Reuchlin und das Badnerland.

Drei Städte des heutigen Badens sind es, die im Leben des größten deutschen Humanisten, Johannes Reuchlins, von Bedeutung wurden: Seine Vaterstadt, das schwäbische Pforzheim, sowie die beiden Universitätsstädte, das alemannische Freiburg und das fränkische Heidelberg.

Zu Pforzheim wurde Reuchlin am 22. Februar des Jahres 1455 geboren, und zwar, wie es heißt, als Sohn des Verwalters des dortigen Dominikanerklosters. Eine allerdings weniger glaubhafte Ueberlieferung macht den Vater zu einem Stadtboten; dies bedeutet nämlich der überlieferte Ausdruck „gemeiner Bote“. Da die Eltern im Bezirk des Dominikanerklosters Wohnung hatten und nach ihrem Tode auch dort ihre Grabstätte fanden, ist als sicher anzunehmen, daß der Vater im Dienste des Klosters stand. Worin der Dienst, den er dort zu verrichten hatte, bestand, ist nicht erwähnt; jedenfalls war der Vater kein unbedeutender Mann, sonst hätte er nicht seine beiden Söhne die Lateinschule dort besuchen lassen können, die ihnen dann neben dem Einkommen der Eltern das auch damals schon nicht billige Universitätsstudium ermöglichte. Vielleicht führt die Betrachtung des Wappens, das Johannes Reuchlin später bei seiner Ernennung zum kaiserlichen Pfalzgrafen annahm, auf die richtige Spur. Die Helmzier bildet nämlich ein vierseitiges Mühlrad. Stellt man dem gegenüber die Tatsache, daß zum Pforzheimer Dominikanerkloster auch eine Mühle gehörte, die heute noch Klostermühle benannt wird, so dürfte des Rätsels Lösung gefunden sein: Aller Wahrscheinlichkeit nach war Reuchlins Vater der Verwalter dieser Mühle. Damit wäre auch die Antwort auf noch manche bisher ungeklärte Frage gegeben.

Wie sah die weitere Umgebung, in der Reuchlin aufwuchs, die Stadt Pforzheim, in jener Zeit aus? Ein halbes Jahrhundert später wird sie durch v. Saitrow genau geschildert. Es war die Residenzstadt der alten badischen Markgrafen vor der Trennung in die beiden späteren Hauptlinien Baden-Durlach und Baden-Bastatt. Trotzdem zählte es als kleine Landstadt damals höchstens einige Tausend Einwohner. Auch der Umstand ändert an dieser Annahme nichts, daß Pforzheim in jener Zeit nicht weniger als acht klösterliche Niederlassungen in seinen Mauern beherbergte. Auch eine Volksschule hat die Stadt schon damals besessen, und, was im 16. Jahrhundert ihr größter Stolz und höchster Ruhm geworden ist, eine ausgezeichnete Lateinschule.

Im Jahre 1460 hatte der Markgraf Karl I. die Pfarrkirche zu St. Michael (die heutige Schloßkirche) zu Pforzheim in ein Kollegiatstift umgewandelt. Neben dem rein kirchlichen Zweck der Stiftung war aber auch schon die Erziehung der Jugend dabei ins Auge gefaßt worden. Wie bei der ähnlichen Stiftung der Stadt Baden-Baden sieben Jahre vorher, darf auch für Pforzheim angenommen werden, daß wenigstens unter den zwölf Stiftsherren auch „vier Doctores oder zum mynsten licentiaten, so verre man die haben mag,“ vorhanden waren. Die Gründungsurkunde und erste Schulordnung sind leider verloren gegangen. Die Lateinschule muß aber bald an Bedeutung gewonnen haben, sonst hätte nicht Pforzheim schon ein Menschenalter später eine so große Zahl hervorragender führender Geister hervorbringen und heranbilden können. Johannes Reuchlin nennt darum auch später einmal seine Vaterstadt mit Stolz „honorum ingeniorum ferax“. Auch Philipp Melanchthon hat dort seine Schulbildung erworben.

Um die religiösen Anschauungen, die um die Mitte des 15. Jahrhunderts, der Zeit, in der Reuchlin das Licht der Welt erblickte, zu streifen, mag der Hinweis genügen, daß damals ganz Süddeutschland unter dem Eindruck der verfolgten Hussiten stand; allorts durchzogen böhmische Reiseprediger das Land. So steht urkundlich fest, daß auch Friedrich Keiser wiederholt sich in Pforzheim aufhielt, dort predigte und Anhänger gewann. In der Angelegenheit des „Kekers“ Keiser sagte u. a. auch eine Pforzheimerin als Zeugin aus: Ein Bekenner der hussitischen Lehre namens Johannes vom Rhein habe ihr zu Pforzheim im Hause ihres Vaters den Entschluß ausgedrückt, Nonne zu werden. Vielleicht ist auch das Vaterhaus oder die Schule Reuchlins zu Pforzheim unter dem Eindruck der hussitischen Lehren gestanden, auch trotz der Nähe der Dominikaner; Reuchlins spätere Haltung wäre damit vereinbar und vielleicht genügend erklärt.

Noch nicht einmal 16 Jahre alt, war Reuchlin schon der Pforzheimer Lateinschule entwachsen und bezog dann im Frühjahr 1470 die Universität Freiburg; am 19. Mai wurde er dort immatrikuliert. Diese Hochschule, die erst im Jahre nach der Geburt Reuchlins gegründet worden war, lag freilich noch in

ihren Anfängen und konnte sich an Bedeutung noch lange nicht mit der Universität Heidelberg messen. Warum trotzdem Freiburg und nicht Heidelberg gewählt wurde, ist darum nicht ohne weiteres ersichtlich. Vielleicht waren hier politische Gründe maßgebend. Wohl mag die Feindschaft des badischen Markgrafen mit dem Pfälzer Kurfürsten dazu beigetragen haben, die acht Jahre zuvor auf dem Schlachtfeld von Seckenheim zu Ungunsten des Badeners ausgetragen worden war. Allgemein bekannt ist ja das von Gustav Schwab dichterisch behandelte Nachspiel der Schlacht, „das Mahl zu Heidelberg“. Auffallend ist es, daß Reuchlin über seinen Aufenthalt in der Dreisamstadt nirgends in seinem zahlreich erhaltenen Briefwechsel auch nur ein einziges Wort verliert. Die Gründe dazu lassen sich nicht einmal erraten. Ebenjowenig ist genau bekannt, wie lange der Freiburger Aufenthalt dauerte. Jedenfalls war Reuchlin im Jahre 1473 wieder in Pforzheim, wo er als guter Sänger in den markgräflichen Hofchor aufgenommen und so dem Markgrafen persönlich bekannt wurde. Die nächste Folge davon war, daß er im folgenden Jahre im Auftrag des Hofes den jungen Markgrafen Friedrich nach Paris zum Studium an der dortigen Universität begleitete. Noch im Herbst des gleichen Jahres ging Reuchlin nach Basel, wo er 1475 Baccalaureus und zwei Jahre später Magister artium wurde. Die Hochschule zu Freiburg, das er auf der Reise noch mehrmals berührte, hat er nicht wieder besucht, wohl aber nochmals Paris, Orleans und Poitiers, um sich dort die akademischen Grade des Baccalaureus und Magisters der Rechte zu erwerben. Seine Lebensstellung erwarb er sich dann als Richter in Württemberg bei dem Grafen Eberhard 1481, wo er bis zu dessen Tod 1498 blieb.

Inzwischen hatte er sich oft kürzere Zeit in seiner Vaterstadt Pforzheim aufgehalten, wo seine Schwester Elisabeth, die Großmutter Melanchthons, verheiratet war. Die Zeit von 1496/97 brachte er ebenfalls wieder in seiner Heimat zu. Ueberhaupt tat sich Reuchlin auf seine Vaterstadt, der er mit Liebe und Anhänglichkeit zugetan war, etwas zugute; er nennt sich selbst auch immer danach „Johannes Reuchlin Phorcensis“.

Während seines damaligen Aufenthaltes an der Pforte des Schwarzwalds erhielt er noch zu Ende des Jahres 1497 durch den Pfalzgrafen einen Ruf nach Heidelberg. Durch eine, dem Wortlaut nach noch erhaltene Urkunde vom 31. Dezember nahm ihn der pfälzische Kurfürst auf das nun folgende Jahr „zu einem Rat, Hofgesind und obersten Zuchtmeister seiner Söhne“ an, daß er namentlich zwei andern Lehrmeistern der Söhne Anweisung gebe, „was unsern Söhnen zu ihrem state zu lernen und in zucht, einikeit und iren werden sich zu halten allerziemlichst und fruchtbar si.“ Dafür sollte Reuchlin zwei Pferde, bei auswärtigen Sendungen Verköstigung und als Dienstgeld für das Jahr 100 Rheinische Gulden und ein Hoffleid wie die andern Doctores des Hofgesindes haben, „das ime benügen soll“. Gleichzeitig hielt sich auch sein Bruder Dionysius Reuchlin in Heidelberg auf. Für diesen ersuchte der Kurfürst im August 1498 die Aristokratie, die obere Schule zu seinen Vorlesungen einzuräumen, da er ihm Vorlesungen in griechischer Sprache zu halten gestattet hatte. Aber es bedurfte eines zweiten ernstlichen Ersuchens des Kurfürsten; jedoch die hohe Fakultät kam dem Wunsche des Landesherren nicht nach; Reuchlin und sein Bruder waren diesen eingefleischten mönchischen Scholastikern zu „modern“. Für Johannes Reuchlin gab es in seiner neuen Hofwürde ein vielbewegtes Leben. Luftfahrten auf dem Neckar und dem benachbarten Rhein unterbrachen die ernstesten Geschäfte des Berufs. In seinen Briefen gedenkt er später noch oft auch der schönen Nächte, die er mit seinen Freunden zugebracht hatte. Bisweilen kam er von Heidelberg aus auch hinüber nach dem alten Städtchen Ladenburg, „in castra latina“, wo sich sein Freund, der Kanzler der Universität und zugleich Bischof von Worms, v. Dalburg, aufhielt. Schriftstellerisch betätigte sich Reuchlin in der frühlichen Pfalz auch wieder in lateinischer Dichtung, einem juristischen Handbuch, und auf Wunsch des Pfalzgrafen verfaßte er sogar einen Abriss der Weltgeschichte, den der Landesherr besonders gerne las.

Trotz des angenehmen Aufenthaltes in Heidelberg am Hofe des Kurfürsten Philipp, für den er sogar im Sommer 1498 eine Reise nach Rom machte, und trotz der lieben Freunde, die er dort bei sich sah, konnte Reuchlin dort wenigstens an der Universität nicht heimisch werden. Die starre Scholastik und ihre ebenso starren Anhänger, die mönchischen Lehrer, stießen ihn ab. Nachdem das Pflichtjahr 1498 abgelaufen war, ging Reuchlin wieder nach

dem Schwabenland, wo der ihm nicht geneigte, gewalttätige Herzog Ulrich, Eberhards Sohn, unterdessen vertrieben worden war. Mit kurzer Unterbrechung lebte er darauf in Tübingen und bei Stuttgart. Oft kam Reuchlin auch aus Schwaben wieder nach seiner Vaterstadt. Bei einem solchen Aufenthalt ließ er im Jahre 1505 hier eine Druckschrift erscheinen, die damals besonderes Aufsehen erregte: „Doctor Johannis Reuchlini tutsch missive, warumb die Juden so lang in ellend sind. Datum in Wyhenacht feiertagen zu einem guten seligen jar. Ad annum 1505. Gedruet zu Pforzheim.“ Im folgenden Jahre ließ er seiner Mutter, die wohl damals starb — der Vater muß schon lange nicht mehr am Leben gewesen sein — einen Grabstein errichten, dessen Inschrift lautete: „Elissae Erinnae Georgii Reuchlin uxori Joh. Capnion filius matri pientissimae.“ (Zu deutsch: Joh. Reuchlin, Sohn, seiner sehr frommen Mutter Elissa Erinna, der Gattin Georg Reuchlins.) Beide Eltern haben ihre Ruhestätte bei den Dominikanern gefunden und zwar in ihrer Kirche, in der auch obiger Grabstein stand. Als im Jahre 1689 Kloster samt Gotteshaus von den französischen Mordbrennern eingeäschert waren, kam dies Grabmal mit andern in die auf dem Plage neu erbaute und 1721 geweihte Stadtkirche. Am 18. Mai 1789 aber brannte das Gotteshaus, in dessen Innern rechts vom Haupteingang an der Wand der Reuchlinsche Stein stand, abermals ab und wurde nicht wieder aufgebaut. Jetzt liegt an der Stelle der Schulplatz, und den alten Klosterraum nimmt heute ein Volksschulgebäude ein. Der Grabstein ist seither verschwunden.

Im Jahre 1507 machte Reuchlin abermals einen Besuch in seiner Geburtsstadt; hier besuchte damals sein Großneste Philipp Schwarzert aus Bretten die damals berühmte Lateinschule. Nach einem Gastmahl, das ihm zu Ehren die Geistlichen des Landkapitels gaben, führten einige Lateinschüler, darunter auch Schwarzert, eine griechische Komödie auf, die Reuchlin herausgegeben hatte. Aus Freude über die gut gesprochene Rolle seines Verwandten überlegte er damals dessen Namen ins Griechische mit „Melanchthon“, d. h. Schwarze Erde. Seitdem trug er diesen Namen, der freilich vor der heutigen Sprachwissenschaft nicht standzuhalten vermag. Gelegentlich seiner Pforzheimer Besuche habe, so wird erzählt, der berühmte Humanist regelmäßig in einem eigenen Raum der Schloßkirche, dem Obergeschloß einer südlichen Seitenkapelle, Vorträge in lateinischer und griechischer Sprache gehalten. Noch über zweihundert Jahre nach seinem Tod hieß jener Teil „Collegium Reuchlinianum“. Noch 1810 stand in der Schloßkirche hinter der Orgel Reuchlins angeblicher Ratheder; beim bald darauf erfolgten Orgelumbau mußte er den Platz wechseln, und heute weiß niemand mehr, wohin er gekommen ist.

Die letzten 12 Jahre seines Lebens verbrachte Reuchlin be-

kanntlich in dem Streit gegen die Dominikaner zu Köln, von denen besonders die Namen Pfefferkorn, es war ein Mönch gewordener Jude, und der „Keherrichter“ Hoogstraten zu erwähnen sind. Hier zeigte sich der berühmte Sohn Pforzheims als wahrer Humanist. Wenn er auch schließlich nach dem Spruch des Papstes verurteilt wurde, die Prozeßkosten zu tragen, so ist er doch heute noch der moralische Sieger gegen einseitigen Glaubenseifer und sinnlosen mönchischen Fanatismus. Wie Reuchlin übrigens damals durch sein mannhaftes Auftreten die Vernichtung der in hebräischer Sprache geschriebenen Bücher der Juden verhinderte, gelang es ihm auch im Jahre 1518 in Ingolstadt im Kampfe gegen Dr. Joh. Eck, die Schriften Luthers vor dem Verbrennen zu schützen. Wahrheit und Duldsamkeit gingen ihm über alles, trotzdem blieb er innerhalb der katholischen Kirche; nur dem verkümmerten Dogma und der fanatischen Engherzigkeit galt sein Kampf.

Als kampfmüder Mann kam Reuchlin im Frühjahr 1522 zum letztenmal nach Pforzheim, aber nur ganz im Vorübergehen. Der Besuch des benachbarten Bades Liebenzell brachte ihm keine Heilung mehr; am 30. Juni starb er in Stuttgart an den Folgen des Gelbfiebers. Auf dem Stuttgarter Lazarettfriedhof, wo auch seine Frau begraben lag, fand er seine Ruhestätte.

Die Stadt Pforzheim, die zum vierhundertsten Todestag ihres großen Sohnes eine eigene Reuchlinausstellung und Reuchlin-Gedächtnisfeier veranstaltet, hat sein Bild eben jetzt auch in einer Denkmünze der Nachwelt überliefert. Schon im Jahre 1855, bei der vierhundertsten Wiederkehr seines Geburtstages, gab sie einer am ehemaligen Wohnort der Reuchlinschen Familie vorbeiführenden Gasse den Namen Reuchlinstraße. In dem neu erbauten Rathaus ließen seine dankbaren Mitbürger in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Glasgemälde anbringen, das den oben erwähnten Auftritt mit seinem Großneste Melanchthon darstellt. Die schönste Ehrung aber erfuhr Reuchlin bei der Einweihung des 1902—1904 im deutschen Renaissancestil erbauten Pforzheimer Gymnasiums. Reuchlin-Gymnasium benannte man am 9. Februar 1905 diese neue Pflanzstätte des Humanismus, die Nachfolgerin der alten Lateinschule, deren Schüler Reuchlin selbst gewesen war. Rechts und links über dem Eingang zur neuen Schule stehen in Medaillonform aus Stein gehauen die Bilder Reuchlins und Melanchthons.

Von der berühmten Bibliothek Reuchlins, die später durch Schenkung in den Besitz des St. Michaelsstifts in Pforzheim überging, geriet in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges das meiste in Verlust; nur wenige, aber wertvolle Reste kamen später nach Durlach und von da in die jetzige Badische Landesbibliothek Karlsruhe.

W. Groß / Der Vaterstadt Pforzheim zur Reuchlinfeier.

Lange hatte ich mich gestraubt, statt des altgewohnten „am Schulplatz“ auf die Briefe an die Meinen „Reuchlinstraße 9“ zu schreiben und war doch von jung auf ein Verehrer Reuchlins gewesen durch unseren biedereren Pädagogikdirektor Jakob Lamey und seine Schrift über Reuchlin. Ins Gymnasium der Hauptstadt übergetreten, hatte ich mich gegenüber den residenzstolzen Karlsruhern als Pforzheimer fühlen können mit unserm berühmten Humanisten Johann Reuchlin und dem Enkel seiner Schwester, Philipp Melanchthon, der zwar geborener Brettenener, aber in Pforzheim die Lateinschule besucht hatte. Die „Goldstadt“ Pforzheim machte den Mitschülern damals weniger Eindruck, mehr noch die Stärke ihres Nationalvereins und das mehrfach größere Ergebnis der Sammlung für die unter dem dänischen Joche knirschenden Schleswig-Holsteiner. — Und der Gesichtskreis des Pforzheimers war damals schon ein weiterer: durch Geschäftsfreunde des Hauses hörte der Knabe näheres über den damals wütenden amerikanischen Sonderbundskrieg, in dem auch Pforzheimer (Kauz u. a.) sich auszeichneten; und als Bube wußte ich schon durch Better Fritz Voog, wenn er von Buenos Aires heimkam, viel von Südamerika und konnte, früh schon, über dem großen Atlas des Vaters liegend, dem ein paar Jahre jüngeren Better Gustav Ehrismann, dem jetzigen Germanisten der Universität Greifswald, einiges davon eintrichtern. Diese persönlichen Pforzheimer Jugendeindrücke, verstärkt durch eine die Phantasie anregende Erzählung von der deutschschweizerischen Siedelung Esperanza in Argentinien, waren es, die später in mir den Gedanken anregten, der heimatischen Industrie im Konjunkturdienstliche Wege bahnen zu helfen. Ist es auch nicht dazu ge-

kommen, so verband sich mir doch mit der ideellen Arbeit der Erhaltung des Deutschtums im Ausland auch der praktische Zweck der Hebung des Absatzes deutscher Warenzeugung. — Nicht nur der Flagge, sondern auch der Sprache folgt der Handel; das muß jetzt mehr als je beherzigt werden, so lange unsere Flagge durch den Sieg des Feindbundes zurückgedrängt ist auf dem Weltmeer. Das hat die Pforzheimer Geschäftswelt wohl verstanden und bringt es immer mehr durch großzügige Förderung der Arbeit des „Vereins für das Deutschtum im Ausland“ zum Ausdruck. — Die Pforzheimer kennen eben das Ausland durch ihren weltumspannenden Handel, nicht nur vom Papier, vielfach auch durch Reisen und durch langjährigen Aufenthalt draußen: die Firma Speidel hatte ein großangelegtes Bergbauunternehmen (zunächst auf Galmei) auf der Insel Thasos im Griechischen Archipel, und ein Fabrikant Stöffler hat neben dem Geschäft in Venezuela auch Herz und Zeit für die badische Urwaldgemeinde Tovar gehabt, um nur ein paar Beispiele zu nennen; und der süddeutsche warmherzige einstige Landeshauptmann von Deutsch-Südwestafrika, Deutwein, darf auch als Pforzheimer angesprochen werden, da er, Sohn des Pfarrers in Ispringen, die Lateinschule in Pforzheim besucht hat. — Wenige unserer Städte haben sich so ganz aus eigener Kraft entwickelt wie Pforzheim, besonders seit der Gründung des Reiches. Es hat sich wohl manchmal etwas zurückgesetzt von oben gefühlt, vergißt aber nicht, daß es die Anfänge seiner blühenden Schmuckwarenindustrie der Berufung kunstfertiger Genfer durch den erlauchten Landesherrn, den Markgrafen, späteren Großherzog Karl Friedrich verdankt, dessen Haus es vor dem Residenz gewesen und für dessen Vorfahren sich das „Weiße

Regiment" der vierhundert Pforzheimer aufgeopfert. Aufrechte deutsche Männer, widerstanden diese Pforzheimer aber auch einem Fürsten, der ihnen anstelle ihrer lutherischen die reformierte Lehre ausdrängen wollte, wie auch im Roman eines Pforzheimers anschaulich geschildert. Bürgerstolz zeigt auch die (im Stadtarchiv erhaltene) Ansprache des Stadtschreibers Hans Groos an den Markgrafen bei dem großen Schützenfest 1561; seine Nachkommen, über 2 Jahrhunderte an andern Orten der Markgrafschaft lebend, sind 1806 nach Pforzheim zurückgekehrt mit

Dr. Friedrich Groos, dem Leiter der Irrenanstalt, dessen Sohn, Fabrikant Karl Groos, eines der geschichtlichen Häuser der Stadt, das vormals von Leutrumische, erworben hat. In dem ehrwürdigsten Gebäude aber, dem Reste des alten Markgrafen Schlosses neben der Schloßkirche mit den fürstlichen Grabdenkmälern, richtet nun die Stadt zur Feier der 400. Jahrgang des Todestages ihres großen Sohnes ein Neuchlinmuseum ein, ein Wahrzeichen, daß Geschäftssinn höheres Streben in geschichtlichem Geiste nicht ausschließt.

Aus den Dunkelmannerbrieffen.

Die 33. Dunkelmannerepistel.

Mammotrectus Buntemantel, Magister in sieben freien Künsten, sagt Magistro Drtwin Gratius, dem Philosophen, Redner, Poeten, Juristen, Gottesgelahrten usw. usw. ohne Halt, allerherzlichsten Gruß!

Aus Heidelberg.

Allergetraulichster Herr Magister Drtwin, glaubt mir in Kräften, daß Ihr mein Freund seid, seit ich bei Ew. Gnaden viel in der Poetik zu Coeln gehört habe, als in welcher Kunst Ihr alle anderen übersteiget, und Ihr seid auch ein viel besserer Poete als die anderen und Ihr wisset sogar Plinium



Ioannes Reuchlin phoracny .ll. Doctor.

Nach Photographie hergestellt in unserer eigenen Chemigrafischen Anstalt

Eines der angeblühen Neuchlinporträts, wie sie nach Pantaleons Selbstenbuch (1565) in Menge verbreitet wurden. Hier handelt es sich um einen humoristischen Fall der Fälschung. Nach Ew. Goethe's Nachweis hat man die „Zigeunerin“ Rembrandts durch Veränderung des Gesichtes (Bartstoppeln) in einen Mann umgewandelt. Dieses „Porträt“ wurde Vorlage der Neuchlinbüste in der Münchener Bavaria! . . . Bisher besah man kein wahres Bild Neuchlins — wie wir hören, glaubt jetzt Prof. Ritter in Halle eines der überlieferten Porträts als echt nachweisen zu können. — Neuchlins übliche Unterschrift: „Ioannes R. Phoracensis, legum doctor“, Joh. R. aus Pforzheim, Doktor der Rechte“.

zu lesen und Grammaticam Graecam. In Gemäßheit jener Vertraulichkeit will ich Ew. Ehrwürden ein gewisses Etwas offenbaren unter dem Siegel von Reichthum. Verehrungswürdigster Herr Magister: ich liebe hier eine Jungfer, eine Glöcknerstochter, Margarete mit Namen, welche kürzlich Euch zu Seiten sah, nämlich als unser Leutpriester Ew. Herrschaftlichkeit zum Geschnause eingeladen und Euch untertänigst traktiert hat, als wir populierten und tröselichen Sinnes waren, als jene Maid auch Euch fürtreffliche Schliche vortrank: Ich liebe sie in so großer Verliebtheit, daß ich nicht bei mir bin: glaubet mir nach Kräften, daß ich weder esse noch schlafe über ihr. Und sagen die Leute zu mir: „Herr Magister, warum nur seid Ihr so blaß? Um Liebe Gottes willen laffet Eure Bücher hinter Euch, Ihr studieret allzuviel: Ihr müisset einmal Tröstung suchen und bechern, Ihr seid noch ein junger Mann, Ihr könnet es noch gut zum Doktorat bringen und Magister von uns werden. Ihr seid auch ein fundamentaler und ein guter Scholar und gettet schon fast einen Doktor. Aber ich bin verschüchtert und kann meine Schwäche nicht sagen. Ich lese Dvidium „Von Heilmittel der Liebe“, den ich zu Coeln gemäß Ew. Hochwürden mit vielen Notabenes und Moralitätsprüchen am Rand glossiert habe: aber das schlägt nicht an, weil jene Liebe täglich sich vergrößert. Neulich, da habe ich mit ihr dreimal getanzt auf dem Abendball im Haus des Schulzen. Da hat der Bläser

das Lied vom Schäfer von Neustadt geblasen und alsbald umarmelten alle Tänzer ihre Jungfern, wie es Brauch ist. Und ich preßte meine auch sehr freundlich mit ihrem Busen an meine Brust, und tapfer drückte ich ihr die Hände. Da hat sie gelacht und gesagt: „Meiner Seel, Herr Magister, Ihr seid ein charmanter Mann, und habet weichere Hände als die anderen. Ihr solltet nicht Priester werden, sondern ein Weib nehmen!“ und beschaute mich lieblich, also daß ich glaube, sie liebt auch mich verborgenlich. Aber ihre Augen haben mein Herz so verwundet, als ob es ein Pfeil durchbohrt hätte. Und ich ging auch nach Haus mit meinem Famulus und legte mich ins Bett. Da weinte meine Mutter, weil sie Angst hatte, ich hätte die Pestilenz, und sie lief mit meinem Wasser zum Doktor Brunellus und schrie: „Herr Doktor, ich bitte Euch bei Gott, helfet meinem Sohn, ich will Euch zum Geschenk ein gutes Hemd geben, weil ich doch versprochen habe, daß er Priester werden soll.“ Da besah der Arzt mein Wasser und sprach: „Der Patient ist zum Teil Cholericus und zum Teil Slegmaticus, er hat von großer Geschwulst an den Nieren zu fürchten von wegen Blähungen und Bauchgrimms infolge schlechten Verdauens. Er muß eine Purgiermedizin nehmen. Es gibt ein Kraut, welches nämlich „Weiß“ heißt, an feuchten Orten wächst, und stark riecht, wie der Herbarius lehrt. Dieses Krautes Unterteil müßt ihr zerreiben und mit seinem Saft ein langes Pflaster machen und es ihm auf seinen ganzen Bauch legen zu gewohnter Stunde, und es muß auf seinem Bauch liegen auf eine Stunde unter vielem Schwitzen: so werden ohne Zweifel die Bauchschmerzen mit ihren Blähungen nachlassen, weil keine andere Medizin so wirksam ist für diese Krankheit wie jene, wie man's an vielen Patienten erprobt hat. Aber es ist sicher gut, wenn er selbst zuerst eine Purganz nimmt, und es wird sich bewähren.“ Da kam meine Mutter und gab mir eine solche Purganz wider meinen Willen; und ich hatte in jener Nacht fünf große Abgänge und schlief nicht und dachte nur immer daran, wie ich mein Mädchen beim Tanz mit ihren Brüstchen an meine Brust gedrückt, und wie sie mich dabei anschaute. Ich bitte Euch bei aller Güte, die Ihr für mich habt, gebet mir ein Heilmittel gegen die Liebe aus Eurem kleinen Buch, in dem geschrieben steht: „Probatum est“, daß Ihr mir einmal gezeigt habt und sagtet: „Da sieh, mit dem Buch kann ich machen, daß jedes Weib mich liebt!“ Und wenn Ihr's nicht tut, Herr Magister, dann werde ich sterben, und meine Mutter wird vor Schmerz auch noch sterben.

Die 34. Dunkelmannerepistel.

Magister Drtwin Gratius grüßt den Magister Mammotrectum, seinen unergründlichsten Freund, im ersten Grad der Freundschaften.

Coeln, im Haus des Herrn Johannsen Pfeifferkorn.

Nach dem die Schrift sagt: „Der Herr läßt's den Einfältigen gelingen“, darum lobe ich Eure Herrlichkeit, allerjüngster Herr Magister, weil Ihr mir so simpel die Empfängnis Eures Geistes schreibt, doch gleichwohl im rednerischen Schmuck, wie Ihr ja überhaupt im Lateinern gut stillfiziert seid. Auch ich will Euch simpel schreiben, rhetorisch, nicht poetisch, lebenswürdiger Herr Magister, Ihr offenbart mir von Eurer Liebe: ich wundere mich, daß Ihr nicht gescheiter seid, als Jungfrauen zu lieben. Ich sage Euch: Ihr tut übel und habt einen sündigen Vorsatz, der Euch wohl zur Hölle führen könnte. Ich hätte gedacht, Ihr seid verständig und schert Euch nicht um solche Leichtfertigkeiten, als welche immer einen übeln Ausgang haben. Aber ich will Euch meinen Rat geben, um den Ihr bittet. Nach dem die Schrift sagt: „Wer bittet, empfängt“. Ihr müßt erstlich hinter Euch lassen jene eiteln Gedanken an

Eure Margareta, die Euch der Teufel suggeriert, welcher ist der Vater aller Sünde; vgl. Richardum zum vierten Buch der „Lehrsäße“. Und so oft Ihr an sie denkt, schlägt das Kreuz vor Euch herunter und betet auch ein Vaterunser mit jenem Vers im Psalter: „Satanas stehe zu ihrer Rechten.“ Des übrigen esset immer geweihtes Salz am Tag des Herrn und besprenget Euch mit heiligem Wasser: und so könnt Ihr entfliehen dem Teufel, der Euch jene große Liebe zu Eurer Margaretha einflößt, welche nicht dermaßen schön ist, wie Ihr glaubt. Sie hat ja eine Warze auf der Stirn und lange und rote Schenkel, dicke und schwarze Hände, und ihr Mund riecht ihr wegen ihrer schlechten Zähne, aber dazu hat sie ein tüchtiges Hintertheil. . . . Freilich Ihr seid blind durch jene satanische Liebe, daß Ihr diese Fehler gar nicht seht. Sie trinkt und ißt viel, und kürzlich, als sie bei mir zu Tisch saß, hat sie dreimal getrompet, und hat dann gesagt, sie habe es mit der Bank gemacht. Ich hatte in Eueln eine schönere als Eure Margaretha, und habe ich sie dennoch verlassen. Als sie einen Mann bekommen hatte, rief sie mich oft durch eine alte Bettel, wenn ihr Mann aus war; aber ich kam nicht öfter als ein Mal, und da war ich betrunken. Ich ermahne Euch, daß Ihr zweimal am Sabbat fastet und darauf Eure Beichte macht bei einem unsrer Magister des Predigerordens, der Euch gut unterweisen kann. Und wenn Ihr Beichte abgelegt habt. . . dann müßt Ihr beten, daß Ihr nicht wieder in Versuchung fallet. Stehet auch früh auf, waschet Eure Hände, macht Euer Haar ordentlich, und seid nicht faul; denn die Schrift sagt: „Gott, mein Gott, zu dir wache ich frühe.“ Meidet auch verurufene Orte: wir wissen, daß Ort und Gelegenheiten oft die Menschen zum Sündigen verführen und besonders zur Fleischeslust.

Aber weil Ihr von mir ein erprobtes Mittel gegen die Liebe haben wollt, so wisset, daß ich mein Gewissen nicht salbieren könnte. Als ich Euch hier den Dvd. von Kunst zu lieben, glossierte, hab ich Euch gesagt, niemand dürfe durch die Schwarze Kunst bewirken, daß die Weiber ihn liebten, und wer dagegen handle, sei selbst schon der Tat nach excommunicirt, und die Exquisitoren der keiserlichen Verworfenheit könnten ihn vorladen und zum Feuer verdammen. Ich habe Euch ein Exempel namhaft gemacht, das Ihr merken müßt, nämlich das: Ein Baccalarius aus Leipzig liebte eine Jungfer, Kathrine Fischerin, und warf sie selbst mit einem zauberischen Apfel, und sie nahm den Apfel und legte ihn auf ihren Busen zwischen die Brüstchen, und so gleich fing sie an, jenen Baccalarius verrückt zu lieben. So, daß sie in der Kirche immer den Baccalarius anah, und wenn sie beten sollte: „Vater unser, der du bist im Himmel,“ betete sie: „Mein Baccalarius, wo bist du?“ Und gar zu Hause, wenn Vater und Mutter ihr riefen, gab sie zur Antwort: „Mein Baccalarius, was wollt Ihr?“ Und sie selbst beariffen nichts, bis ein Magister von uns an ihrem Haus vorbeiging und die Jungfer grüßte mit den Worten: „Fräulein Kathrine, guten Abend! Mög's Euch gut gehn! Ihr habt einen schönen Kamm!“ Und da antwortete Jungfer Katharina: „Gott zum Gruß, mein lieber Baccalarius, wollt Ihr mit mir vom Bier trinken?“ und reichte ihm eine Henkelkanne. Aber bewirkter Magister von uns wurde erbost und verklagte sie bei ihrer Mutter so: „Frau Fischerin, gebt Eurer Tochter einen Verweis. Sie ist höchst schamlos; sie hat unsere Universität beschimpft; denn mich hat sie Baccalarius geheissen, und ich bin doch Magister von uns. Amen, Amen, ich sage Euch, daß sie eine Todssünde begangen hat: meine Ehre hat sie mir geraubt, und die Sünde wird nicht verziehen, wird nicht das Geräubte wiedergegeben. Andere Magister von uns hat sie gleichfalls Baccalarius genannt; ich glaube, daß sie einen Baccalarius liebt, habet Obacht!“ Da nahm ihre Mutter ein Stück Holz, schlug es ihr auf den Kopf und Rücken, daß sie sich nah machte, und schloß sie auf ein halbes Jahr in ein Zimmer ein, und gab ihr nur Brot und Wasser zu trinken. Unterdessen machte der Baccalarius Carrière und feierte Primiz und später leitete er eine Pfarrei in sächsisch Badraun. Als sie das hörte, sprang sie hoch herab aus dem Fenster und brach sich beinahe den rechten Arm und floh nach Sachsen zu jenem Baccalarius, mit dem sie noch heutigen Tags lebt, und sie hat mit ihm vier Kinder. Aber Ihr wisset gut: das ist ein Kirchenkandal. Folglich müßt Ihr Euch hüten vor jener Schwarzen Kunst, aus welcher viele Uebel kommen. Aber Ihr könnt mit Vorteil die Medizin brauchen, die Euch Herr Doktor Brunellus gegen die Weiberkrankheit verschrieben hat; es ist eine gute Medizin. Ich habe sie oft probiert gegen Bauchschmerzen. Lebt wohl mit Eurer Mutter.

Scherzhafte Rachegebidicht Reuchlins

an den Edlen und Ritter Heinrich von Bünau.
Auf dem Schiff des Johannes Dalburg, während der Rückfahrt aus Rues, anno 1496.

Daß ich dir Jamben schreibe, wundert's dich vielleicht?
So glaub mir, Bünau: Meine Verse sind voll Wut
darüber, daß du — schmächtig! Eine nicht — nein zwei
dir leistest, indes wir dahocken ohne Zeitvertreib
und Qualen leiden, wenn wir sehn, wie du, gemein!
die runden Brüstchen ihnen streichelst — oh gemein!
und fast'ge Küsse dir erobert rechts und links,
Ihr Herz an deines drückst, an ihre Brust dich drängst
und ihre Zung und Lippen fühlst mit deinem Mund —
das alles, sieh, es reat die Galle Reuchlins auf!
Was soll ich reden — Schmach! von deinen Blicken erst,
die schamlos du in ihre blauen Augen pfeilst?
Was davon — daß du dich allein zu ihnen machst
und beide an dich fesselst mit so straffem Band,
daß nicht gestrafter ist das Schleppseil unsres Schiffs?
Was davon, daß du eifersüchtelst wie ein Boß?
Und was von deinen Wizen voller Unanständigkeit,
Mit denen du die Dirychen firrst und bei dir hältst?
So höre: Läßt du diese Liebeskünste nicht,
gibst uns nicht Teil an deinem amurösen Glüd,
So wünschen wir zur Rache dir dein Weib herbei!
(Deutsch nach den lateinischen Jamben Reuchlins.)



Nach Photographie hergestellt in unserer eigenen Chemigraphischen Anstalt.

Reuchlins Triumphzug.

Ausschnitt aus dem Holzschnitt in Ulrich v. Guttens Schrift: Triumphos
Doc. Reuchlini (1519). Reuchlin als Triumphator über die Kölner Dunkel-
männer dargestellt.

Brief J. Reuchlins an Michael Summelsberg in Ravensburg.
An Michael Summelsberg, Ravensburg.

Jugolstadt, 14. März 1520.

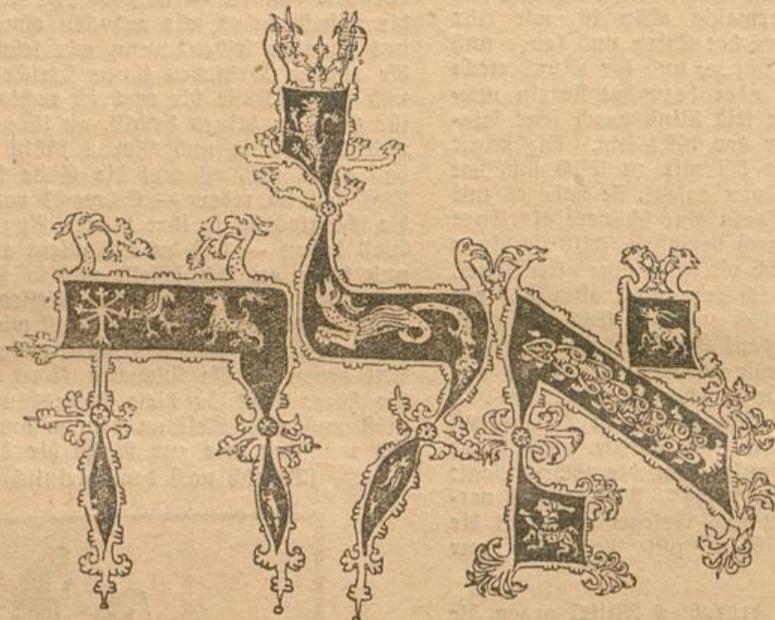
„Ich danke Gott, daß mein ehemaliger Feind, der erlauchte Herzog Wilhelm v. Bayern, der Feldherr des Bundeskriegs, mich jetzt so sehr schätzt. Denn er hat mich durch seine Minister und Geheimräte. . . mit Vorlesungen in Hebräisch und Griechisch an der Universität beauftragt, mit einem Jahresgehalt von 200 Goldgulden. Doch das sage ich Dir: eine ungläubliche Last liegt für die zwei nächsten Semester schier unerträgliche Last liegt auf meinen Schultern. Denn da man kein einziges gedrucktes griechisches und hebräisches Buch besitzt, das unter so viele, mehr als 300, Hörer verteilt werden könnte, muß ich täglich mit beiden Sprachen vier Tafeln voll schreiben und das täglich zweistündig lehren und publice lesen, bis die erforderlichen Bücher aus den Handelsstädten zu uns gebracht werden können. Gerne schriebe ich mehr, kann aber vor Erschöpfung nicht.“

(Aus dem Lateinischen.)

Aus einem Brief an Friedrich von Sachsen
(7. Mai 1518).

... So nun, Durchl. Churfürst, lange Jahre und viel Zeit Teutschland von andern Landen für ein barbarisch, viehisch, geschätzt worden ist, und nicht unbillig. Denn wenig Aufsehens ist von unsern Vorfahren auf die menschliche, höfliche Bieder der Rede und adeliche Sitte der notwendigen Sprachen gehalten worden, sondern haben uns die Sophisten mit ihrem unnützen Geschwätz nicht ohne Schaden der Kirche am Narrenseil geführt, durch das wir zu rechtem Verständnis der alten Weisen aus Mangel der lateinischen, griechischen und hebräischen Zungen nie haben mögen kommen. Und aber jetzt durch sonderliche Schickung Gottes Ew. Fürstl. Gnaden nach Stiftung der hohen Schule zu Wittenberg eine sonders Betrachtung hätte, wie man gründlicher Weise möchte erobern die obgemeldten drei Sprachen . . . ist ungezweifelt die Bahn aufgerichtet, die immerwährend im Gedächtnis Eurer, als neuen Stüfters der Menschlichkeit in teutscher Nation sein wird. (Folgt Empfehlung von Lehrern des Hebräischen.) Der anderen Sprach halb, griechisch genannt, habe ich mich unterfangen . . . meinen gesippten Freund, den ich von seiner Jugend auf solche Sprache unterwiesen und gelehrt habe, an den Ort zu schicken, wie gern

ich ihn noch bei mir behalten wollte. Aber Gott wollte, daß ich es in eigener Person, Leibes und Alters halber zu tun vermöchte, so wollte ich in beiden Sprachen, griechischer und hebräischer, selbst den Anfang und den Zulauf aus andern Ländern machen. So mir aber der Weg zu fern und zu schwer ist, will ich Ew. Fürstl. Gnaden und die löbliche Universität nichts desto minder mit meinem lieben Better, Meister Philippus Schwarzerd, sehr wohl versehen, den ich doch der Hohen Schule Ingolstadt versagt habe, denn er ist zu Tübingen ehrlich und wohl, auch seines Golds halber nützlich gehalten und versehen und hat daselbst ein ehrbar Auskommen. Aber des alles unangesehen er mir bewilligt, in dieser Sache zu tun, was ich ihm heiße. Darum wird er auf Ew. Fürstl. Gnaden gut Vertrauen und mein Befehl gen Wittenberg kommen, der Hoffnung, Nuß zu schaffen und Ehre einzulegen der Stadt und der Hohen Schule



Nach Photographien hergestellt in unserer eigenen Chemigraphischen Anstalt.



Die hebräische Bibelhandschrift (14. Jahrh.) — ein Geschenk Friedrichs III. an Reuchlin (1492) — zeichnet sich besonders durch ihre kalligraphische Ausstattung aus. Sie enthält neun schön und kunstreich ausgeführte Initialzeichnungen in schwarz auf Antiana neuer Bücher. Der Kodex — ursprünglich zwei Teile — fällt äußerlich durch seinen gewaltigen Umfang — 688 Blatt, 37 · 51 cm, auf und wird in den Reuchlinhandschriften der Karlsruher Landesbibliothek als Nr. 1 geführt. Oben 2 Initialen.

*
An den
Basler Buchdrucker
Ammerbach

(31. August 1512).

„Dann soll ich leben, so muß die hebräisch Sprach herfür mit Gottes Hilf; stirb ich dann, so han ich doch einen Anfang gemacht, der nit leichtlich würd zergahn. Ich will un gemains Nuß willen gern und williglich Schaden leiden, lieber Maister Hanns, Herr und gut Freund.“

Reuchlin-Medaille.

Die B. H. Mayer'sche Hof-Kunstprägeanstalt in Pforzheim hat zum 400jährigen Todes-Gedenktage eine prächtige Medaille von Johannes Reuchlin herausgebracht. Die Prägung ist in einer mustergültigen, doppelseitigen Form im Stile einer mittelalterlichen Medaille ausgeführt. Der bekannte Reuchlin-Kenner an der Universität in Halle, Professor Ficker, eine Autorität auf dem Gebiete der Bildnisse aus der Zeit Dürers, bemerkt zur Medaille: „Der Künstler hat das Charakteristische gut herausgeholt und einen Charakterkopf geschaffen.“ Die Vorderseite der Medaille zeigt den Gelehrtenkopf im Profil nach rechts, in Schulterhöhe die Lebensdaten 1455 bis 1522. Ueber dem Kopf: Johannes Reuchlin, unter dem Brustabschnitt: Pforzheim. Diese Umschrift ist durch zwei Ranken verbunden.

Die Rückseite umfaßt mit einem Lorbeerkränzchen das Wappen der Reuchlin, einem Renaissancechild mit Mörser und der Inschrift: Ara Capnionis.

Im Griechischen hieß Reuchlin Kapnion von Kapnos Rauch

— der Altar, von dem Flammen und Rauch aufsteigen, trägt die Aufschrift Ara Capnionis, d. h. der Altar Reuchlins. Reuchlins Wappen, das in getreuer Nachbildung eines Holzschnittes der in der Anshelmischen Druckerei im Jahre 1506 erschienenen Rudimenta hebraica von Reuchlin die Rückseite der Medaille schmückt, ist kein bürgerliches Wappen. Es wurde ihm solches vielmehr bei seiner Erhebung in den Adelsstand und der Erteilung der Rechte durch den Kaiser verliehen.

Das Rammrad über der Helmzier bezeichnet die Hof- und Staatswürde. (Comes Palatinus und Consiliarius.)

Der Gedächtnistag ist zu beiden Seiten der Helmzier (Mühlrad) mit 30. 6. 1922 angegeben. Die Prägung wird jedem Sammler und Historiker, wie auch jedem Freund der heimatischen Geschichte ein wertvolles Erinnerungszeichen an Reuchlin und seine Zeit sein und ihn auch künstlerisch restlos befriedigen.

Bgr.

168